

Ideal und Wirklichkeit.

Die „Mittelung“, die Präsident Wilson hat nach Washington gelangen lassen, und die rücksichtslos bis zur Vernichtung gegen Deutschland fordert, dem man nach seiner Niederwerfung grobmutig, aber ohne Schwäche begegnen müsse, hat offen gezeigt, was es mit Wilsons vielgepriesenen Weltbeglückungsplänen auf sich hat. Meinte er es ernst mit seinen Worten, daß die Verhältnisse der Zeit vor dem Kriege nicht wiederhergestellt werden dürften, so würden ihm Jnder, Jren und Ägypter zuzubeln müssen, denn seine Worte und der in ihrem Sinne geschlossene Friede müßten ihnen Erlösung vom englischen Joch bringen. Aber Herr Wilson hat seine Friedensformel nur für die Mittelmächte zugeschnitten, die zerstückelt, vernichtet, aufgeteilt werden sollen. Unter der Maske des idealen Friedensfreundes hat Wilson sein Land heuchlerisch in den Weltenbrand gestürzt.

Präsident Wilson wußte ganz genau, welche Seite der amerikanischen Volksseele er anzuschlagen hatte, als er seine Volkshat über den Kriegszustand mit Deutschland an den Kongreß ergoß. Die wirklichen Gründe der Kriegstreiber wurden flug beiseite geschoben, mit einem großen Aufwande von klingenden Worten aber wurde das Volk zu einem Kreuzzuge für Recht, Freiheit und Menschlichkeit aufgerufen, alles Dinge, für die der Amerikaner immer einen warmen Platz in seinem Herzen gehabt hat. Das Volk staunte das blendende Feuerwerk an, das Wilson vor ihm abbrannte, doch es konnte sich nicht für ein Vorgehen erwärmen, das die alten, noch auf Washington zurückgehenden und von Monroe später schärfer gefaßten Grundlagen der äußeren Politik verlassen wollte, um sich in nicht amerikanische Hände zu mischen. Denn so geschickte Wilson auch den Mantel des Idealismus in malerische Falten warf, unter dem Mantel schaute doch der Verdesseß des Nützlichungs- und Kriegsgewinn-Kapitalismus hervor.

So kommt es, daß in den Ver. Staaten von einer Kriegsbegeisterung offenbar bis heute nichts zu spüren ist. Als 1914 Rußland, Frankreich und England über Deutschland herzufallen gedachten und der Kaiser zum Kampfe rief, da stammte ganz Deutschland in heiligem Zorne auf, und binnen 14 Tagen hatten sich 1400000 Mann als Kriegsfreiwillige gemeldet. In den Ver. Staaten aber muß man jetzt alle möglichen Mittel der Überredung gebrauchen, um nur das kleine reguläre Heer und die Flottenmannschaft auf den vorgezeichneten Stand zu bringen. Es muß geradezu komisch an, zu lesen, wie zu diesem Zweck sogar die Suffragetten des Staates New York sich für den Krieg einsetzen. Auch sonst wird eifrig die Werbetrommel gerührt, aber das Ergebnis entspricht kaum der augewandten Mühe.

In Einklang mit der geringen Neigung zum Eintritt in das reguläre Heer steht der Widerstand gegen die Wehrpflicht, die Wilson bereits in seiner Kongreßbotschaft gefordert und seitdem durchgesetzt hat. Da von ihr zunächst nur ledige Leute betroffen werden, so entwickelte sich gegenüber dem aufgezogenen Heeresdienste, der seiner wirklichen vaterländischen Notwendigkeit entspringt, eine allgemeine Heiratswut. In Chicago z. B. belief sich die Zahl der Eheschließungsgeheule an einem Tage auf 1250.

Der eine Schluß ist jedenfalls erlaubt, daß Wilsons hohe Worte die Amerikaner keineswegs von der Gefahr, die ihrer Freiheit drohen soll, noch von der Notwendigkeit des Krieges gegen die „Autokratie“ überzeugt haben. Die Enttäuschung des Vierverbands über den neuen großen Verbündeten macht sich denn auch immer deutlicher bemerkbar. Während namentlich die französische und italienische Presse ihre Volksgenossen mit dem Hinweis auf die zu erwartende amerikanische Hilfe zu beruhigen suchen, wird dieselbe amerikanische Hilfe von einem Teil der englischen Presse mit Äußerungen einer kaum mißzuverstehenden Unzufriedenheit begleitet. So weist „Ball Mail Gazette“ darauf hin, es sei notwendig, daß Amerika begreife, wie sehr es jetzt auf seine schnelle militärische Beteiligung am Kriege ankomme.

Friede Sörrensen.

15] Roman von S. Courths-Wahlere.

Schön, aber jetzt sind sie überflüssig, ich plaudere viel lieber mit Ihnen allein.“
Nuth konnte nicht antworten. Zu Georgs Ärger wußten die beiden Leutnants nicht von ihrer Seite und als man endlich den Nachhauseweg antrat, schritten sie auch getrennt nebenher.
In dem großen Torweg der Molkerei mußten sie sich verabsheden. Georg schüttelte ihnen heftig die Hand.
„Adieu, meine Herren! Ich muß meinen Schützling bei Tante Friede getrennt abliefern. Sie hat mir zum Lohne eine Tasse Tee versprochen.“
Georg nickte ihnen vergnügt zu und ging neben Nuth durch den Hof.
„Sie haben ja schon wieder gesunkert, Herr Doktor“, sagte Nuth lachend.
„Ja — es geht schon ganz famos. Aber es ist ein Glück, daß wir die beiden endlich los sind.“
„Waren sie Ihnen denn so lästig?“
„Lästig? Das reicht noch gar nicht. Ich begreife gar nicht, daß sie nicht von Ihrer Seite zu bringen waren.“
„Die Herren waren aber doch früher da als Sie.“
„Eben deshalb. So konnten sie sich auch früher forschieren.“
„Wenn ich aber nun die Gesellschaft der beiden Herren der Ihren vorziehe?“ fragte sie

Die Vorwürfe, die man in England nach Amerika richten zu müssen glaubt, werden der Regierung des Präsidenten Wilson gemacht. Es wurden harte Worte darüber gesagt, wie der Präsident die Mängel seiner Kriegsmaschine durch unberechtigte Geheimnisträgerei zu verbergen suche. Man hat das Gefühl, daß die Regierung nicht besonders glücklich bei ihrer Organisation gewesen ist. Aber auch dem amerikanischen Volke bleiben Vorwürfe nicht erpart. So läßt sich die „Times“ bedauernd berichten, in den mittleren und westlichen Staaten wolle die Bevölkerung durchaus nicht zu einem Gefühl der Wirklichkeit des Krieges erwachen. Darunter lichte auch die populäre Beteiligung an der Kriegsanleihe. — Mit einem Worte: Die Begeisterungsfähigkeit der Amerikaner konnte zwar in geschickter Hand zur Erregung eines gewissen Kriegseifers benützt werden, aber sie hielt nicht stand, als die rauhe Wirklichkeit ihre Forderungen zu stellen begann und als man hinter die Kulissen Wilsonscher Diplomatie gesehen hatte.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Die Wirkung des U-Boot-Krieges.

Der „Sun“ (Baltimore) wird aus Washington geschrieben: Der Minister des Innern Lane hat Veranlassung genommen, den versammelten Gouverneuren der amerikanischen Einzelstaaten das Schicksal vor Augen zu führen, das dem Verbands und den Ver. Staaten droht, falls es nicht gelingen sollte, den von den Deutschen geführten U-Boot-Krieg in seinen Wirkungen unerschütterlich zu machen. Die systematische Zerstörung des Weltverkehrs durch die deutschen U-Boote hat einen Umfang angenommen, der die Existenz von England und Frankreich und damit auch die Ver. Staaten auf das ernstlichste bedroht. Von Deutschland muß das amerikanische Volk lernen, welche Opfer der größte Krieg erfordert, den die Weltgeschichte bisher gekannt hat. — Zu gleicher Zeit ist in der Londoner „Times“ zu lesen, daß das von der englischen Admiralität veröffentlichte Bismarckmaterial keinen Beweis für die Annahme erbringe, daß der Tauchbootkrieg erfolgreich zu Leibe gegangen wird.

Uneinigkeit bei den Vierverbands-truppen.

Die Stimmung der aus Flamen und Wallonen gemischten Truppen, die von jeher gespannt war, ist nach neueren Feststellungen vielerorts unerträglich geworden. Belgische Infanteristen des 3. Regiments, die am 25. Mai bei Merkem in deutsche Hand fielen, sagen, daß sich die Flamen durch die Bevorzugung der Wallonen zurückgesetzt fühlten, und erklärten hiermit auch die starke Neigung der Flamen zum Ubertreten. Anstehend haben auch die vielen Gehorsamsverweigerungen denselben Grund. Noch schlechter ist das Verhältnis aller kontinentalen Truppen zu den Engländern, immer wieder kommt es zu blutigen Schlägereien. Nicht ohne Befriedigung erzählen die Gefangenen, daß bei einer solchen „Schlacht“ in Woperingen von Belgiern der 4. Division nicht weniger als 10 Engländer getötet seien, der verbotenerweise dorthin gekommen wären. Belgier und Franzosen sind längst zu der Überzeugung gekommen, daß sie sich nur für England schlagen.

Frankreich und der Winterfeldzug.

Nach schweizerischen Blättermeldungen aus Paris erklärte die Regierung, für einen neuen Winterfeldzug vorläufig keine Kredite einzufordern. Diese Frage würde erst Ende August zur Beratung zu stellen sein, wenn die Operationen der Generaloffensive abgeschlossen vorlägen.

Italienische Anerkennung der österreichisch-ungarischen Offensivkraft.

Die Turiner „Stampa“ schreibt: „Der österreichische Angriff gegen unsere gesamte Karstlinie ist ernster Beachtung wert. Bezeugt er doch die schlagfertige Offensivkraft

des Feindes. Es handelt sich dort um einen regelrechten Belagerungskrieg zwischen zwei gewaltig bewaffneten und besetzten Gegnern. Ein starker Feind liegt uns gegenüber, der fest entschlossen ist, uns mit Macht und List jeden Fußbreit des Geländes streitig zu machen. Man berausche sich deshalb daheim nicht an den bisher errungenen Erfolgen und vergegenwärtige sich stets, in welcher ungeheuerlichen Ringe wir stehen.“

Keine Lebensmittel ins Feld!

Nur noch wenige Wochen trennen uns von einer aussichtsreichen Ernte, die die Ernährung unseres Heeres und Volkes für das nächste Wirtschaftsjahr menschlicher Voraussicht nach besser sicherstellen wird als bei unseren Feinden. Alle Anzeichen berechtigen uns durchaus zu dieser frohen Hoffnung. In den nächsten Wochen aber gilt es besonders sparsam zu sein, um mit den Resten der Borräte aus der vorjährigen Ernte auch sicher auszukommen. Diese Notwendigkeit zwingt zu der dringenden Mahnung, keinerlei Lebens- und Genußmittel an die Front und in die Stappengebiete zu senden. Unser Heer ist ausreichend versorgt, während in der Heimat trotz aller Bemühungen um gleichmäßige und gerechte Verteilung zeitweise hier und da vorübergehend fühlbarer Mangel an Nahrungsmitteln auftritt. Die Sorge für das Heer steht allen andern voran: darüber gibt es keine Meinungsverschiedenheit im deutschen Volke. Unzulänglichkeiten und Klagen, die in einem so großen Heere niemals ganz ausbleiben werden, ist die Heeresverwaltung stets bemüht nachdrücklich abzuwehren. Es besteht also tatsächlich kein Bedürfnis, die Versorgung des Heeres durch Sendungen aus der Heimat zu ergänzen.

Nicht um unseren braven Truppen willkommene Annehmlichkeiten vorzuenthalten, sondern aus Rücksicht auf die Ernährungs- und Verteilungsschwierigkeiten im Inlande und auf die Gefahr des Verderbens sollten die Sendungen von Lebensmitteln an die Front unterbleiben. In welchem Umfange das trotz aller Mahnungen noch geschieht, dafür nur ein Beispiel: Bei dem Feldpostamt einer Heeresgruppe sind in drei Tagen 3115 Beutel mit Bäckchen im Gewicht von 93 400 Kilogramm eingegangen; das würde im Monat 934 000 Kilogramm ausmachen. Nimmt man an, daß 70 % des Inhalts Lebensmittel waren, so kann man berechnen, daß allein bei dieser einen Heeresgruppe etwa 653 000 Kilogramm oder 65 Eisenbahnwagen Lebensmittel im Monat eingehen.

Es handelt sich also keineswegs um kleine Mengen, die auf diese Weise den immer knapper werdenden Beständen in der Heimat entzogen werden und bei der steigenden Hitze zum großen Teil dem Verderben ausgesetzt sind. Während dem einzelnen in den seltensten Fällen genügt wird, liegt hier eine empfindliche Schädigung der Allgemeinheit vor. Pflicht unserer Soldaten ist es, ihre Angehörigen vor der Einsendung von Lebensmitteln, so gut sie auch gemeint ist, zu warnen; Pflicht derer aber, die sich jetzt noch etwas abiparen können, namentlich der Landbewohner, alle entbehrlichen Nahrungsmittel der städtischen Bevölkerung und der Arbeiterkraft in den kriegswichtigen Betrieben durch die zuständigen Verteilungsstellen zukommen zu lassen.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Für die Einführung einer Reichszollverwaltung hat der Reichsverband deutscher Zollausseher, -Assistenten und -Sekretäre eine Eingabe an den Reichstag gerichtet. Es wird darin empfohlen, mit der Neuordnung der Zölle und Reichsteuern und der Neuordnung unserer handelspolitischen Beziehungen zu den übrigen Staaten nach Ende des Krieges die Ausübung der Zoll- und Reichsteuergesetze aus der Hand der einzelnen Bundesstaaten in die des Reiches übergehen zu lassen und zu diesem Zwecke eine einheitliche Reichszollverwaltung zu schaffen, die zweckmäßig dem Reichsfinanzamt anzugliedern wäre.

* Über die Vermehrung der Reichstagsmandate schweben augenblicklich Verhandlungen zwischen den Fraktionen. Die Regierung hat zu der Frage noch nicht Stellung genommen.

Österreich-Ungarn.

* Im österreichischen Abgeordnetenhaus hielt Ministerpräsident Graf Clam-Martinić eine Rede, in der er u. a. erklärte, es seien Ausichten und Möglichkeiten zur Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens vorhanden. Der Ministerpräsident wandte sich dann innerpolitischen Fragen zu und sprach sein Bedauern darüber aus, daß die einzelnen Gruppen so stark ihre Sonderwünsche betonten. Statt jener nicht zu verwirklichenden, mit den Bedürfnissen der Gesamtheit und mit den unüberwindlichen Rechten, ja untereinander selbst im Gegenlag stehenden Programme will die Regierung ein Programm bieten, das alles das, was jene Vorschläge an den wirklichen Volksbedürfnissen Entsprechendem, Erfüllbarem, Realem enthalten, zusammenfaßt und in Übereinstimmung bringt.

Frankreich.

* Die Regierung hat in Petersburg eine Note übergeben lassen, welche dieselben Erklärungen enthält wie die englische und hinzusetzt, daß Frankreich, in dem Wunsch nach Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen, das ihm vormalig mit Gewalt entrissen worden sei, gemeinsam mit seinen Verbündeten bis zum Siege kämpfen werde, um diesen Provinzen ihre Rechte auf ihr unzerstücktes Gebiet und auf wirtschaftliche und politische Selbständigkeit zu sichern.

England.

* Auf eine Anfrage über das zukünftige Schicksal Österreich-Ungarns erklärte Lord Robert Cecil im Unterhaus, die Verbündeten beabsichtigten, den Tschechen, Slowaken und anderen unter österreichisch-ungarischer Herrschaft lebenden Völkern die Freiheit zu verschaffen, über die näheren Umstände sei indes noch nichts beschlossen.

* Einer Befestigung der Regierung zufolge soll der irische Konvent zur Lösung der irischen Frage aus 101 Teilnehmern bestehen, wovon die Regierung 15 ernannt. Die Nationalisten, die Sinnfeiler, die Unionisten von Ulster und die Unionisten aus Südirland werden durch je fünf Abgeordnete vertreten sein, die O'Brien-Gruppe, die Peers und die Arbeiterpartei durch je zwei, die katholische Kirche wird auf dem Konvent vier Sitze haben, die protestantische Kirche drei.

* Neuer erfährt, daß die italienische Erklärung eines albanischen Protektors als eine militärische Maßnahme sei, die Zukunft Albanien werde nach den auf der Londoner Konferenz angenommenen Beschlüssen geregelt werden. — Das wird auf Italien sehr abkühlend wirken.

Rußland.

* Zur Wiederherstellung der Ordnung in Petersburg hat die neue Regierung Kojaten beordert. Wie die Vierverbandsorgane melden, ist die Wirkung ausgezeichnet, da die Bevölkerung noch von früher her die Kojaten kennt. — Um die Disziplin in der Armee wiederherzustellen, hat Kriegsminister Kerensti die Entwaffnung aller auffälligen Regimente angeordnet. Zunächst wurden vier Regimenter entwaffnet. — In Kronstadt hält die Selbstständigkeitsbewegung an. Die Stadt weigert sich, die Regierung anzuerkennen. Es heißt sogar, Petersburg sei von Kronstadt aus beschossen worden. — Man sieht, die Wirren werden immer hoffnungsloser.

Asien.

* Nach einer Neitermeldung hat die Regierung der Ver. Staaten an die Verbündeten und an China eine Note gerichtet, in der sie den inneren Zwiespalt in China beklagt und auf die Notwendigkeit nationaler Einigkeit verweist. Die Note schlägt vor, daß in irgendeiner Form eine gemeinsame Erklärung an China gerichtet werden solle. Die Haltung der anderen Verbündeten ist noch nicht bekannt, da ihre Antworten noch nicht abgesandt sind. — Man will also anjehend gemeinsam einen Druck auf China ausüben.

nehend. Er streifte sie blüschnell mit einem forschenden Seitenblick. Dann antwortete er scheinbar gelassen:
„Das tun Sie ganz gewiß nicht, dazu sind Sie eine viel zu junge Dame. Ist das eine Unterhaltung für Sie? Ah — gnä! Fräulein sind die reine Windsbraut — ah — sozusagen gleitgerhaft.“
Nuth mußte lachen.
„Sehen Sie wohl, Fräulein Nuth, Sie geben mir recht.“
„Dah ich das gesagt?“
„Nein, aber es genügt mir, wenn Sie es denken.“
„Derr Doktor, ich finde Sie heute außerordentlich lähn in ihren Behauptungen.“
Und plötzlich den scherzhaften Ton aufgebend, fuhr er fort: „War ich wirklich zu lähn? Sind Sie böse?“
„Weil wir so gute Kameraden sind, darf ich nicht böse sein.“
Sie waren sehr langsam über den Hof gegangen und standen nun an der Tür, in der soeben Friede Sörrensen erschien.
Sie sah eben noch, wie Georg Nuth die Hand küßte und hörte ihn sagen:
„Heißer Dank, Kamerad!“
Sie sah lächelnd in die beiden frisch geröteten Gesichter.
„Warst du auch auf der Eisbahn, Georg?“ fragte sie, ihn begrüßend.
„Ja, Tante Friede — und nun falle ich dir in den Teetisch. Hast du was Gutes zu essen? Ich bin so hungrig und durstig, daß ich nicht mehr bis nach Hause komme.“

„Dann spaziere nur herein, Herr Doktor. Du scheinst in sehr aufgeregter Stimmung zu sein und ein gut gelaunter Gast ist eine Himmelsgabe. Nuth, wenn du abgelegt hast, geh zu Mutter Triebich. Sie soll noch eine ledere Platte zurecht machen, sag nur, der Doktor ist da.“
„Bitte, bestellen Sie Mutter Triebich meinen Gruß, Fräulein Nuth, und sie soll etwas recht Gutes und dafür etwas mehr schicken.“
„Sie werden nicht mehr auf die Eisbahn gehen dürfen, Herr Doktor!“ rief Nuth lachend zurück.
„War's schön auf der Eisbahn, Georg?“ fragte Friede drinnen, ihn mit lächelndem Wohlgefallen betrachtend.
„Wunder schön, Tante Friede. Man muß etwas für seine Gesundheit tun,“ erwiderte er mit einem verdächtigem Lachen.
Wald darauf trat Nuth ins Zimmer und dann kam Mutter Triebich mit der „lederen Platte“. Es war ein sehr vergnügtes Plauderfländchen, welches die drei am Teetisch verlebten.
Nuth fühlte sich so wohl und glücklich im Hause Tante Friedes, wie sie es nie erwartet hatte. Der Schmerz um den Verlust des Vaters verlor sich in eine stille, wehmütige Erinnerung.
Nuth hätte wunschlos glücklich sein können, wenn nicht die Briefe ihrer Mutter gewesen wären.
Frau Lizzi wurde immer dringender und ungeduldiger. Sie wollte unbedingt Friedes Vermögensverhältnisse ergründen, und da sie von Nuth nichts darüber erfuhr, wurde sie sehr ärgerlich und schalt diese ungeschickt.

Auch Ellens Briefe waren nicht sehr erquicklich. Sie klagte in jedem Schreiben über Geldmangel, trotzdem ihr Nuth häufig ihr ganzes Taschengeld schickte, statt der Hälfte.
Und dann kam Anfang März ein Brief voll Jammer und Wehklagen von der Mutter. Ganz hatte den Winter über sehr leichtsinnig gelebt. Der reichliche Zuschuß hatte ihn zu allerhand Extravaganzen verführt und schließlich hatte er, um seinen Finanzen aufzuhelfen, gespielt und dabei vierhundert Mark verloren, die er sich von einem Freunde geliehen. Lizzi hatte ihn mit Vorwürfen überhäuft, ließ sich aber überreden, selbst Geld aufzunehmen — und benützte die Gelegenheit, gleich für sich selbst eine Summe mitzuleihen. So verschaffte sie sich tausend Mark, von denen sie Hans die Hälfte gab und die andere für sich verwendete.
Nun schrieb sie das alles an Nuth.
„Du mußt mir nun unbedingt heraushelfen, Nuth, muß Tante Friede bitten, daß sie mir mit diesen tausend Mark aushilft. Du kannst ihr sagen, es handle sich noch um eine alte Schuld von Papa, die sich jetzt erst herausgestellt hat. Jedenfalls muß ich das Geld haben. Selbstverständlich darf Tante Friede nicht erfahren, daß Hans Dummheiten gemacht hat. Was soll werden, wenn Tante ihre Hand von ihm abzieht! Also ich bitte dich, liebes Kind, sieh zu, daß du Tante Friede die Sache gütlich beibringst und Sorge, daß ich das Geld recht bald erhalte.“
So schloß dieser Brief.
Nuth war außer sich vor Schreden. Der Auftrag, der ihr da geworden, erfüllte sie mit